Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 42 (1966-1967)

Heft: 5

Artikel: Die beiden Nationalhelden : wie ein Schweizer Unternehmer die Nazi-Herrschaft in Österreich erlebte

Autor: A.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079616

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die beiden Nationalhelden

Von A. R.

Im folgenden sind die Personennamen, soweit es sich nicht um solche bekannter Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens handelt, frei erfunden. Die Geschichte entspricht aber sonst den Tatsachen. *Red.*

Am 13. März 1938 ließ Hitler seine Truppen in Österreich einmarschieren, das damit ins Deutsche Reich eingegliedert wurde. Schon am 28. März tauchte der Direktor unserer österreichischen Tochterfirma, Lieb, am Hauptsitz der schweizerischen Firma «Klar und Fest» auf, die ich leitete. Er erklärte, er sei Jude. Er fragte, was wir angesichts der Rassenverfolgung, die nun sicher auch in Österreich losgehen werde, zu tun gedächten, damit das Unternehmen keinen Schaden erleide.

Damals glaubte noch niemand, daß Hitler die Entrechtung der Juden so weit treiben werde, wie er es in «Mein Kampf» dunkel angekündigt hatte — von den späteren Vergasungen im Zug der «Endlösung» ganz zu schweigen. So wies ich Herrn Lieb an, auf seinen Posten zurückzukehren, sogleich sämtliche Gehälter und Löhne von sich aus um 10 Prozent zu erhöhen und mir dann zu telephonieren.

Den Nazi um einen Tag zuvorgekommen

Wir waren uns immerhin bewußt, daß Liebs Stellung ohne stärkste Unterstützung unsererseits sich nicht mehr halten ließe, und beschlossen, daß ich selbst nach N. fahre und die oberste Leitung des österreichischen Betriebes übernehme. Ich kam dort am 1. April 1938 an, gerade noch im richtigen Augenblick, da auf den 2. April um 11 Uhr eine Feier angesagt war, an der die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei (NSDAP) den Betrieb übernehmen wollte.

Ich ging, begleitet von unserem Advokaten, zu Gauwirtschaftsberater Glatt. Ich teilte ihm mit, daß die Feier abgesagt werden müsse, da ich selbst den Betrieb übernehme, wobei ich Arier-Ausweise der beiden wichtigsten Gesellschafter unserer Firma und einen für mich vorlegte, welche mir die Stadtkanzlei meiner schweizerischen Wohngemeinde in der Rekordzeit von einigen Stunden ausgestellt hatte. Auf was für Unterlagen diese Ausweise beruhten, ist mir heute noch unklar.

Ich hatte die ganze Nacht hindurch in Memoiren Leys, des Führers der Deutschen Arbeitsfront, gelesen, um mich mit den nationalsozialistischen Gebräuchen vertraut zu machen. Auch hatte ich bei einem Nachtessen im Huguenin in Zürich noch ein Privatissimum von einem alten Freunde erhalten, dessen Fabrik in Hitler-Deutschland gelegen war, so daß ich dann eigentlich besser orientiert war als der Gauwirtschaftsberater.

Ich stellte die Frage, wen ich als Betriebsführer bestimmen solle. Glatt gab sich den Anschein, in einer Kartothek zu blättern, und nannte mir den Namen Scheinmann, «der ihm immer sehr vorteilhaft aufgefallen sei». Mir lief es kalt den Rücken herunter: Werkstättenchef Scheinmann war ausgerechnet der Mann, der seinen Protektor, Direktor Lieb, bei der Partei angeschwärzt hatte. Ich ließ mir nichts anmerken, stellte aber die Frage, ob dies ein Befehl sei. Glatt antwortete, daß ich als privater Unternehmer in der Wahl frei sei. Ich fragte weiter, ob ich nicht auch die Meinung meines Betriebsrates einholen sollte. Glatt meinte, das sei selbstverständlich so. Aber auch die Weisung des Betriebsrates wäre nur ein Ratschlag.

Natürlich rief ich sofort den Betriebsrat zusammen, um ihm die Frage zu stellen. Ich schlug zwei gute Leute vor. Beide wurden abgelehnt, da sie in der «Vaterländischen Front», der Organisation von Schuschnigg, die gegen den Anschluß eingetreten war, aktiv gewesen und infolgedessen nicht tragbar wären. Hierauf stellte ich die Frage, was sie von Scheinmann hielten. Der komme schon gar nicht in Frage, weil er ein Charakterlump wäre, was ich mit großer Befriedigung zur Kenntnis nahm. Auf meine weitere Frage, wen sie denn eigentlich vorschlügen, erfolgte die Antwort, ich sehe ja, daß ich der einzige sei, welcher in Betracht komme.

Ich antwortete, ich sei Demokrat und könne daher die Gefolgschaft politisch nicht betreuen, was ja eine der ersten Pflichten eines Betriebsführers sei. Sie meinten, sie würden diesen Punkt schon in Ordnung bringen. Am Nachmittag kamen sie dann triumphierend mit dem Einverständnis der Arbeitsfront zurück. Übrigens war der Obmann des Betriebsrates ein überzeugter Illegaler, das heißt Nationalsozialist, ausgebildet im Schulungslager der NSDAP in Sonthofen! Er hat trotzdem die ganze Zeit über sehr zu mir gehalten.

Judenverfolgungen

Ich mußte mich leider sehr rasch überzeugen, daß es bei der allgemeinen Stimmung im Lande und in der Partei unmöglich war, Lieb als Direktor zu behalten. Ich entschloß mich daher, ihn als beratenden Ingenieur einzusetzen.

Bald wurde bei der Arbeitsfront das Gerücht verbreitet, daß Lieb weiter die Firma leite. Als Beweis diente eine Verbindungstüre zwischen meinem Büro und dem seinigen. Ich reagierte darauf mit einem Donnerwetter bei der Arbeitsfront und der Aufforderung, sie sollten gefälligst morgen früh vorbeikommen, um die Wahrheit ihrer lügenhaften Behauptungen zu kontrollieren. Die Kontrolle verlief zu beidseitiger Befriedigung: ich hatte nämlich in der Nacht die Türe zumauern und schön mit Tapete verkleiden lassen.

Da ich die einzelnen Maßnahmen der Judenverfolgungen durch den täglichen Verkehr mit Lieb intensiv miterlebte, litt ich direkt persönlich darunter.

Es hatte schon am ersten Tag begonnen, als ich mit Lieb meine Antrittsvisite bei einem treuen Großkunden hatte machen wollen. Lieb bedeutete mir am Hauseingang, es sei ausgeschlossen, daß er als Jude mit mir hinaufgehe. Da ich ihn nicht zu über-

Wie ein Schweizer Unternehmer die Nazi-Herrschaft in Österreich erlebte

Illustration
Fritz Hellinger

reden vermochte, bat ich ihn, gegenüber im Café zu warten. Als ich nach einer halben Stunde wieder hinunterkam, patrouillierte er vor dem Restaurant auf und ab. Zur Erklärung zeigte er nur mit einer traurigen Gebärde auf den Eingang, wo geschrieben stand: «Juden nicht erwünscht». Ich war für einmal im Bild.

Es ging im gleichen Stil weiter. Lieb holte mich jeden Tag um 7 Uhr in meinem Hotel ab und brachte mir die neuesten Hiobsbotschaften. Ich habe nur einen Teil davon im Gedächtnis behalten. Einmal kam er in «Zivil», ohne die landesübliche Joppe. Man hatte ihm verboten, dieses «deutsche Kleid» weiter zu tragen. Ein andermal wurde ihm das Autofahren untersagt, da Juden dazu kein Recht hätten. Dann nahm man ihm seinen Bauernhof weg, da seinesgleichen keinen solchen mehr besitzen dürften. Von der Behandlung durch seine Gemahlin, die nicht Jüdin war, und eine der Töchter möchte ich lieber schweigen.

Am stärksten beeindruckte mich ein Besuch im Hause eines befreundeten Dozenten in Wien im August 1938. Ich hatte mich telephonisch angemeldet und erschien dort gegen Abend. Zuerst wurde die Etagentüre um einen Spalt geöffnet, dann sofort wieder geschlossen. Dann hörte ich Geräusche vom Schließen der Fensterläden usw. Nachdem die Wohnung vollständig verdunkelt war, wurde ich dann endlich eingelassen und als Held begrüßt, der es wage, bei einer jüdischen Familie einen Besuch zu machen. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß dies irgend ein Risiko bedeutete, wurde dann aber bald aufgeklärt, daß der Professor am Abend vorher nur durch Zufall einem Abtransport in ein Arbeitslager entgangen war: er hatte bei einem Freund einen Besuch gemacht und war daher nicht zu Hause, als die Polizei erschien. Tatsächlich hörte man rechts und links, daß vom Nordbahnhof jeden Tag Hunderte von Juden in diese sogenannten Arbeitslager abtransportiert wurden.

Dieser Familie ist es dann gelungen, unter Hinterlegung der berühmten Fluchtsteuer, das heißt unter Abgabe des größten Teiles ihres Vermögens, nach Amerika auszuwandern, wo zuerst die Frau durch Backen von Wienerwaffeln den Lebensunterhalt verdiente. Er fand dann bald als Autorität der Röntgenologie wieder eine Stellung. Als ich 1950 mit meiner Frau nach Amerika reiste, hatten wir die Freude, die ganze Familie wohlbehalten in Boston vorzufinden.

Einer ihrer Freunde, ein hochgebildeter jüdischer Gelehrter, hatte ebenfalls die Fluchtsteuer hinterlegt und die Billette für England gekauft. Er war zur Abreise bereit, als sein Vater starb und ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterließ. Damit war alles wieder in Frage gestellt. Rasch entschlossen vermachte er das ganze Vermögen dem deutschen Staat. Er hatte aber seine Rechnung ohne die Behörde gemacht: die verlangte nun die Hinterlegung der Fluchtsteuer auch auf das Erbe. Da dieses aber jetzt dem Staat gehörte, hatte er kein Geld mehr, um dies zu begleichen. Seine Glaubensgenossen machten eine Sammlung, um die neue Fluchtsteuer zu bezahlen, worauf er doch ausreisen konnte.

An der Kärntnerstraße konnte ich persönlich Feststellungen über die Behandlung der Juden machen. So sah ich Frauen aus wohlhabenden Gesellschaftskreisen, die in den Restaurants den Boden fegen mußten. Auf der Straße rief plötzlich eine reizende Dame: «Ein Jude, ein Jude!» und zeigte auf einen Vorübergehenden. Der arme Teufel fing an zu laufen, immer rascher, die Menge hinter ihm drein. Zum Schluß wurde er zu Boden getreten. Was weiter mit ihm geschah, weiß ich nicht.

Die Juden lebten vollständig isoliert von der übrigen Bevölkerung. Im Anfang versuchte ich öfters, mit Lieb zusammen Besuche bei unseren Kunden zu machen. Seine sogenannten besten Freunde baten mich aber fast ausnahmslos, allein zu kommen. Das Risiko sei für sie zu groß, einen Juden auch nur im Büro zu empfangen.

Einen vorläufigen Gipfel erreichte dann die Verfolgung der Juden in der sogenannten Kristallnacht vom 9. auf den 10. November 1938. Damals wurden viele Synagogen angezündet und jüdische Geschäfte und Wohnungen zerstört und geplündert.

Alle diese Erscheinungen zeigten, daß irgend eine Verwendung Liebs im Betrieb unmöglich geworden war. Ich hatte sein Anstellungsverhältnis schon am 18. August ganz auflösen müssen infolge von Intrigen der Partei mit Streikdrohung der Belegschaft. Ich empfand die Schläge, die Lieb fast täglich einstecken mußte, beinahe, wie

wenn ich sie selbst erhalten hätte. Schlimm war anderseits, daß er von Zeit zu Zeit einen Anfall bekam und mir dann Vorwürfe machte, ich decke ihn nicht der Partei gegenüber, lasse ihn im Stich und sei darum schuld an all seinem Mißgeschick. Dabei war ich doch einer der ganz wenigen Industriellen, die einen Juden in ihren Diensten behielten, nicht ohne Gefahr für das Unternehmen und für mich selber. Ich gewöhnte mich aber bald an diese Anfälle, indem ich wußte, daß sie rasch vorübergingen.

Von Verbrennung war damals, im Sommer 1938, noch nicht die Rede, das Arbeitslager hätte mir aber vollständig genügt, und deswegen begann ich unter Beihilfe des Chefs der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Dr. Rothmund, die Flucht Liebs nach Australien, vorläufig bis London vorzubereiten. Ich fühlte mich dazu aus menschlichen Gründen und noch besonders darum verpflichtet, weil ich ja schließlich der Grund war, daß er überhaupt in die Höhle des Löwen zurückgekehrt war.

Ich hatte die Genugtuung, Lieb am 28. März 1939 heil und gesund in unserer Stadt empfangen zu können. Seine Ankunft in London meldete er am 14. April 1939. Wir hatten ihm eine Geldsumme für die Neugründung einer Fabrik in Australien zur Verfügung gestellt. Dazu kam es dann allerdings nicht mehr, da mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg die Weiterreise unmöglich wurde. Immerhin konnte sich Lieb in London als konsultierender Ingenieur eine geachtete Stellung verschaffen, nachdem wir ihn eine Zeitlang in unserer Vertretung beschäftigt hatten. Es gelang ihm, sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, das dann allerdings zum größten Teil seinen Weg zu seiner «dankbaren» Familie nach Wien fand.

Von «schmutzigen Händen» und Einzelwaschbecken

Einfluß auf den Betrieb in Österreich nahm die NSDAP in erster Linie durch die zu diesem Zweck geschaffene Arbeitsfront. Unsere Firma wurde in der Hauptsache durch einen gewissen Scharf, glücklicherweise aber auch durch den uns wohl gesinnten Gutknecht betreut, ferner durch den uns merkwürdigerweise gewogenen, aber psychologisch sehr unbeholfenen Gaupropagandaleiter Schwätzer.

Wie bei allen Einrichtungen der NSDAP gab es nämlich auch in der Arbeitsfront zwei Richtungen, deren Beziehungen bis zu Todfeindschaft gingen. Das Problem bestand darin, herauszufinden, wer für uns und wer gegen uns war. An sich war jeder sechste Mann im Betrieb Blockwart, ein auserwähltes Organ der Arbeitsfront. Er hatte die Pflicht, seine Kameraden auszuspionieren und sie zum richtigen nationalsozialistischen Denken zu erziehen. Sechs solche Blockwarte unterstanden dann einem Gruppenleiter und das Ganze dem «Betriebsobmann». Dieser hatte wiederum die Aufgabe, den Betriebsführer, also mich, zu überwachen. Kein Wunder, daß ich die Beziehungen zu ihm mit ganz besonderer Sorgfalt pflegte.

Merkwürdig war, mit welcher Unbeholfenheit, um nicht zu sagen Taktlosigkeit, die Belegschaft von den Vertrauensleuten der Partei oft behandelt wurde. Nachdem Schwätzer und ich Reden an irgend einem Gedenktag gehalten hatten, nahm er mich auf die Seite und sagte mir, daß wir noch viel an unseren Leuten zu arbeiten hätten. Ich fragte ihn, warum er diese Bemerkung mache. Ich hatte wie gewohnt in meiner Ansprache die sozialen Fragen behandelt und ihm verabredungsgemäß die politischen überlassen, für die ich ja als Demokrat dispensiert war. Er fragte mich, ob ich denn nicht bemerkt hätte, wie bei seiner Ansprache der größte Teil der Belegschaft eine feindliche Miene gezeigt hätte.

Ich hatte dies auch bemerkt. Ja, die Reaktion auf seine Rede war mir fast etwas gefährlich erschienen. Ich hütete mich aber wohl, ihm das Rezept zu geben. Er hatte nämlich unter anderem gesagt, daß in der Schuschnigg-Zeit kein Unternehmer einem Arbeiter die Hand gegeben hätte, währenddem er, Herr Schwätzer, «mich nicht schäme, eure schmutzigen Hände zu drükken». Dabei war er früher selber Arbeiter!

Ein weiteres Mittel der Arbeitsfront waren die Betriebsinspektionen. Eines Tages berichteten mir meine Leute, daß nächstens die Inspektion unserer Waschräume stattfinde. Da diese wirklich alles andere als vorbildlich waren, versprach ich mir nichts Gutes. Ich ließ rasch noch die allerschlimmsten Schäden beheben, zum Beispiel ein Loch in der Decke zumauern. Richtig tauchten einige Tage später zwei Burschen von etwa 22 und 30 Jahren auf, der Jüngere mit großem Aplomb.

Ich empfing sie, trotzdem ich innerlich wegen ihres Auftretens kochte, sehr freundlich, mit der Bemerkung, ich würde ihnen zuerst die ganze Fabrik zeigen. Ich hatte diese nämlich sofort nach meinem Eintreffen in Österreich vollständig weißeln lassen, was das Selbstbewußtsein der Arbeiter außerordentlich hob: «Mit Ausnahme der Schiffsbauwerft haben wir die schönste Fabrik in der Stadt», sagten sie. Für den Rundgang ließ ich mich von den fünf anderen Herren der Geschäftsleitung begleiten, wie ein Kommandant von seinem Stab. Der Mann im Hochspannungslaboratorium mußte einige recht saftige Blitze vorführen, was die zwei jungen Leute der Arbeitsfront immerhin etwas einschüchterte.

Immer wieder fragten die beiden: «Wann zeigen Sie uns denn die Waschräume?» Ich sagte stets: «Das kommt nachher.» Als «es» dann kam, stellte sich der Jüngere breitbeinig mit in den Hüften eingestemmten Armen vor mich hin und sagte: «So also sieht es bei Ihnen aus. Was sollen denn die Brüder aus dem Reich von uns denken, wenn sie nächstens vorbeikommen?»

Ich erwiderte mit demütiger Miene, daß diese Waschräume allerdings nicht meinen Begriffen entsprächen, es mich aber sehr interessieren würde, was sie eigentlich daran kritisierten. Als Antwort kam, daß vor allem Ein-

zelwaschbecken statt der damals klassischen Waschrinnen hingehörten. Ich sagte: «So», und schickte einen der Herren in mein Büro, mit der Bitte, mir das Buch der Arbeitsfront über die Erstellung von Waschräumen herzubringen. Nach fünf Minuten tauchte er damit auf. Ich sagte, ich nähme an, daß die Herren der Arbeitsfront das Buch natürlich genau kennen, und las den Paragraphen über die Waschvorrichtungen vor. Darin stand, daß auf keinen Fall Einzelwaschbecken, sondern Waschrinnen erstellt werden sollten.

Die Vorlesung wurde von meinem Stab mit großem Hallo quittiert und einigen wenig höflichen Bemerkungen wie: «Ich möchte nur mal wissen, wie oft sich die Herren überhaupt waschen!» — worauf dann die beiden Inspektoren die Kampfstätte fluchtartig verließen.

Tell contra Hitler

Eine weitere kritische Situation trat ein, als mir von der Partei bedeutet wurde, es sei nun höchste Zeit, daß ich endlich den geliebten Führer in meinem Büro aufhänge, was natürlich nicht gerade meinen Wünschen entsprach. Ich überlegte mir lange, wie ich dies mit meinem demokratischen

Gewissen in Übereinstimmung bringen könne. Ich möchte dem Urteil des Lesers überlassen, ob er mir Absolution erteilt.

Ich kaufte mir nämlich den Wilhelm Tell von Hodler (das Bild mit der erhobenen Armbrust) und hängte die beiden auf genau gleicher Höhe und in genau gleicher Größe einander gegenüber auf. Der unvoreingenommene Beschauer hatte den Eindruck, daß Tell nur seine Waffe zu senken brauchte, um einen zweiten Apfelschuß vorzunehmen. Ich erklärte dazu, als Schweizerfirma müßten wir natürlich, wenn schon, dann auch den schweizerischen Nationalhelden aufhängen. Die Rahmen bestellte ich persönlich, und zwar ließ ich mich für alle Fälle zur Auswahl von dem 120-prozentigen Nazi Scheinmann begleiten. Er getraute sich nicht, ein einziges Wort des Widerspruchs zu äußern.

Nach wenigen Tagen tauchten unter irgend einem Vorwand Vertreter der Arbeitsfront in meinem Büro auf, um sich von dem Sakrilegium zu überzeugen. Sie fauchten wie Kater, mit der Bemerkung: «Aha, die beiden Nationalhelden.» Ich sagte: «Jawohl.» Damit war die Unterredung beendigt. Natürlich erschien auch eine Reihe von Belegschaftsmitgliedern, die alle einen sehr befriedigten Eindruck machten. Der Hodlersche Tell machte nämlich neben dem geschniegelten Adolf mit seinem Schnäuzchen einen sehr vorteilhaften und volkstümlichen Eindruck.

«Devisenvergehen»

Einmal wurde ich persönlich nach Wien an die berühmte Teinfaltstraße zu einem Verhör zitiert. Richtig saß dort eine üble Figur, ein gewisser Herr Fliege, der dann gegen Kriegsende in Polen Geld unterschlug. Es wurde mir vorgeworfen, ungerechtfertigte Geldbeträge bezogen zu haben. Vor allem sei mein Gehalt mit 10 000 Mark im Jahr viel zu hoch! Unnötig zu sagen, daß ich das ganze Gehalt an die Hauptfirma in der Schweiz ablieferte, was ich mich allerdings hütete zu äußern. Auch seien meine Spesennoten für die Reisen in Österreich zu meinen Kunden übersetzt. Ich protestierte natürlich auf der ganzen Linie energisch und habe dann merkwürdigerweise auch recht bekommen.

Aber die Angelegenheit war ungemütlich, da sie unter dem Titel «Devisenvergehen» lief, welche grundsätzlich als sehr schwerwiegend betrachtet wurden. Als Beispiel mag dienen, daß mich unser Fabrikationschef Scheinmann darum sehr fürchtete, weil ich wußte, daß er bei meinem kaufmännischen Direktor in der Schweiz eine Summe von 5 (fünf) Schweizerfranken unerlaubterweise deponiert hatte.

Als ich erfuhr, daß der Urheber des Fliegeschen Verhörs gerade dieser Scheinmann war, welcher sich schon dem früheren Direktor Lieb gegenüber als Verräter betätigt hatte, wurde mir die Sache zu bunt, und ich entließ ihn fristlos. Mit welcher Begründung, weiß ich heute nicht mehr.

Natürlich war das eigentlich verboten. Ich machte aber einen Besuch auf der Arbeitsfront, bei dem uns gewogenen Gutknecht. Ich erklärte, daß ich bei den freundschaftlichen Beziehungen, die wir mit der Arbeitsfront hätten, doch Wert darauf lege, diese Entlassung vorgängig mitzuteilen. Wie erwartet, erfolgte kein Einwand. Natürlich mußte ich sechs Monate Gehalt bezahlen, die Säuberung war aber diese Summe wert.

Führers Geburtstag

Ein anderer kritischer Moment war der 20. April 1938. Ich war in der Schweiz gewesen und kam am 19. nach N. zurück. Zu meinem Schrecken sagte mir der Betriebsobmann, ich komme natürlich wegen dem morgigen Geburtstag des Führers. Dies bedeutete, daß ich als Betriebsführer eine Geburtstagsrede an einer «nationalen Weihestunde» halten mußte. Nach Wien zu einem Kunden zu verduften, hätte zu demonstrativ gewirkt. Was tun?

Ich fragte einen meiner Angestellten, Treu, der wegen seiner Zugehörigkeit zur «Vaterländischen Front» bei der

Die beiden Nationalhelden

Partei sehr schlecht angeschrieben war, ob er die Gelegenheit ergreifen wolle, sich zu rehabilitieren, indem er die Geburtstagsrede halte. Ich hatte freilich bei dieser Anstiftung zur Heuchelei nicht das beste Gewissen. Er kannte aber meine Einstellung und wußte, daß er — wie ich ihm auch erklärte — ohne Nachteil in aller Seelenruhe hätte ablehnen können. Er sagte nach einigem Besinnen zu.

Wir waren in der Montagehalle versammelt. Ich stand schon auf einer Werkbank, bereit zur Eröffnung der Weihestunde, als sich durch das Gedränge ein Abgesandter der Partei zwängte mit einem Schriftstück in der hocherhobenen Hand: «Wo ist der Betriebsführer?» Man wies ihn zu mir. Er sagte: «Hier ist die Rede, die Sie heute halten müssen.» Mir lief es wieder einmal kalt den Rücken herunter. Merkwürdigerweise fand ich aber sofort die Antwort. Ich knitterte das Papier zusammen und sagte: «Melden Sie der Partei, daß wir bei Klar & Fest die Reden für Führers Geburtstag selbst verfassen.»

Darauf zog der Abgesandte wieder weg, und Treu hielt eine recht geschickte Rede, bei der er sich nicht allzuviel vergab und seine Position im Betrieb verstärkte.

«Sie müssen unser Vater sein!»

Den Betrieb hatte ich also am 1. April 1938 übernommen. Dabei gab es eine rührende Feier. Ich hatte vorgängig den Lebenslauf unseres eben verstorbenen Gründers verteilt: «Der Schweizer Bauernsohn, der sich als leuchtendes Vorbild für jeden Nationalsozialisten zum Industriellen heraufgearbeitet hat.»

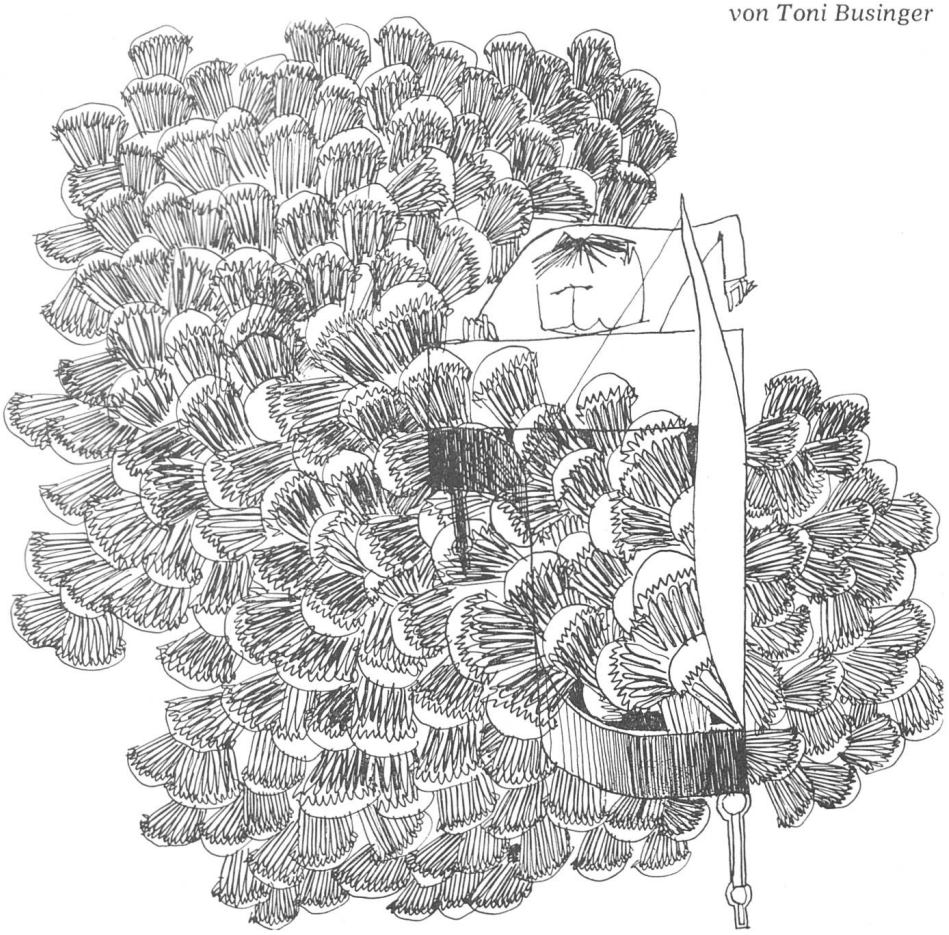
Der Feier vorausgegangen war überdies eine Konferenz mit der Partei, die uns ja eigentlich den Betrieb hatte wegnehmen wollen. Wir skizzierten beidseitig unsere Reden. Ich erwähnte, ich würde zuerst dem soeben abgesetzten Direktor meinen Dank aussprechen. Wütend antworteten die Parteileute: es handle sich um eine nationale Weihestunde, da dürfe nicht über Juden gesprochen werden. Ich erwiderte, der Mann hätte sich 18 Jahre für das Unternehmen geopfert und es wäre bei uns nicht Brauch, eine solche Arbeit nicht zu verdanken. Es folgte ein ausgiebiges Markten, wie lange ich darüber reden dürfe, womit die erste Halbzeit zu meinen Gunsten entschieden war.

Natürlich hielt ich mich dann nicht an die eingeräumte Zeitspanne. Verabredungsgemäß folgte eine Ansprache des Gaupropagandaleiters. Dann sprach der Betriebsobmann, wie gesagt ein fanatischer Nationalsozialist. Seine Rede gipfelte in der Bitte an mich: «Herr R., Sie müssen unser Vater sein!» — was ich mit gutem Gewissen versprach.

In einer Besprechung ermahnten mich nachher die Parteidelegierten, meine Leute im richtigen Geist zu erziehen. Ich antwortete, das sei ganz meine Meinung: ich beabsichtige, aus ihnen «Schweizer Arbeiter» zu machen. Sie fragten, was denn das sei. Ich machte eine eingehende Beschreibung des Schweizer Gewerkschafters, einschließlich Friedensvertrag in der Metallindustrie usw. Ob ich richtig verstanden worden bin, ist mir etwas zweifelhaft. Wir waren aber scheinbar einig. Das war für den Moment die Hauptsache.

Einmal organisierte ich einen Betriebsabend, genannt «Gefolgschaftsabend». Die bereitgestellten drei Liter Bier pro Nase, die Frauen inbegriffen, wurden glatt getrunken. Bei der Ankunft der Direktion bildete die ganze Gefolgschaft Spalier und begrüßte uns mit hocherhobenen Hitlergruß-Händen auf dem Marsch zur

Musikalische Impression von Toni Businger



Bühne. Daß neben dem neuen der alte Untertanengeist nicht verschwunden war, zeigte mir ein Gespräch mit einer Tanzpartnerin, der Frau des Betriebsobmannes. Sie fragte: «Wer sind denn Sie?» Auf meine Antwort hin meinte sie: «Dann sind Sie ja der Mann, der uns das Brot gibt.» Meine Rede entsprach nicht ganz dem Parteicomment. Ich durfte mir das im Walde draußen gestatten.

Ich hatte unseren Leuten so viel von unseren Idealzuständen vorplagiert, daß sie nun unbedingt einmal zu unserem Hauptsitz in der Schweiz reisen wollten. Das hätte hier etwas abgesetzt, wenn ich mit fast hundert Mann in der Nazizeit 1938, womöglich mit fliegenden Fahnen, aufgekreuzt wäre! Ich hatte Gott sei Dank die Ausrede, dafür hätten wir kein Geld. Ich empfing dann hier bloß den Betriebsratsobmann, und schon wurde nach einer halben Stunde aus einer Wirtschaft angeläutet, er betreibe Nazi-Propaganda. Dabei hat er wirklich nur auf dringendes Verlangen unserer Schweizer einige nationalsozialistische Zeitungen vorgezeigt. Er war vom Aufenthalt sehr begeistert.

Gewisse Sekretärinnen in der österreichischen Firma erlaubten sich das Spiel, meine Briefe mit «Deutschem Gruß» oder sogar mit «Heil Hitler» zu unterschreiben. Da einige dieser Damen zur Anschwärzung bei der Gestapo rasch bereit waren, blieb mir nur der Ausweg, den Brief am nächsten Tag einer anderen Sekretärin neu zu diktieren.

Die hauptsächlichen Richtlinien meiner Politik waren:

Erstens handelte ich womöglich immer, bevor die Partei Stellung genommen hatte.

Zweitens: Möglichst gute Ordnung und Aufmachung der Fabrik.

Drittens: Immer die Wahrheit sagen. Da die Parteiorgane dies nicht gewohnt waren, wurden sie oft unsicher und vermuteten, ich führe irgend etwas im Schilde.

Viertens: Ja sagen, wenn die Verhältnisse stärker sind als ich. Der 1. Mai 1938 war ein Sonntag. Gauleiter Sauckel rief alle Betriebe, welche es irgendwie vermöchten, auf, für den 1. Mai trotzdem die Löhne zu bezahlen. Ein Nein hätte ich niemals durchgesetzt.

Fünftens: Immer wieder unaufdringlich festhalten, daß ich nicht Deutscher und nicht Nationalsozialist, deswegen von gewissen Verpflichtungen befreit sei, zum Beispiel vom Leisten des Hitler-Grußes, vom Singen des Horst Wessel Liedes usw.

«Tu ich's, tu ich's nicht?»

Ich erinnere mich an eine kleine Aktionärversammlung, wo ein anderer Schweizer und ich sehr unangenehm auffielen, weil wir uns nicht zu einem «Sieg Heil!» aufraffen konnten.

An offiziellen Kundgebungen mußte die ganze «Gefolgschaft» mit dem Betriebsführer an der Spitze aufmarschieren. Ich richtete es so ein, daß ich an solchen Tagen ortsabwesend war. Beim Besuch von Klaus Selzner, dem ersten Adjutanten Leys, wurde ich als Betriebsführer mit einigen Tausend anderen «Vertrauensleuten» in die Stadthalle befohlen. Da die Einladung innert 24 Stunden erfolgte, konnte ich ohne aufzufallen nicht mehr verschwinden.

Als der Gauleiter mit Gefolge und Dutzenden von Parteifahnen — sogenannten Blutfahnen — eintrat, stimmte die Versammlung machtvoll das Horst Wessel Lied an, mit zum Hitler-Gruß erhobenen Händen. Ich war flankiert von Scheinmann und Oberingenieur Senkrecht. Hinter und vor mir standen aber «Vertrauensleute» aus fremden Betrieben, welche natürlich keine Ahnung hatten, daß der liebe Gott mir das Recht eingeräumt hatte, keinen Hitlergruß zu machen, wie ich meiner «Gefolgschaft» immer erzählt hatte.

Es erhob sich denn auch sofort hinter mir ein Gemurmel, und ich fühlte den Moment kommen, wo ich von Nazifäusten niedergeschlagen würde. Ich überlegte hin und her: Tu ich's, tu ich's nicht, um mir schließlich zu sagen: Wenn ich es jetzt tue, habe ich meinen eigenen Leuten gegenüber endgültig das Gesicht verloren. So straffte ich mich immer mehr in einer Achtungsstellung. Ich fühlte mich sehr erleichtert, als nach einigen Dutzend langen Sekunden das unwillige Gemurmel hinter mir verstummte.

Zweierlei Offiziere und eine enttäuschte Hitlerianerin

Es gelang mir mit der Zeit, mir ein Privatleben einzurichten. Auch da mußte man aber äußerst vorsichtig sein. Die einzigen Menschen, bei denen ich meine aufgestauten Gefühle gegen die Nazi abladen konnte, waren ein Schweizer Ehepaar in N., ein Landsmann in Wien, die Familien zweier Widerstandsleute — eines deutschen Offiziers und eines österreichischen Industriellen —, sowie — aber bereits mit Vorsicht — zwei alte österreichische Geschäftsbekannte.

Nach einigen Wochen erfuhr ich, daß der «Führer» beabsichtige, in meinem Hotel abzusteigen. Ich zog um — glücklicherweise, denn es gab riesige Aufregungen. Hitler bekam einige seiner gefürchteten Wutanfälle. Der Lift versagte ausgerechnet bei seinem Einzug, und der Koch bereitete Speisen zu, die sein Führer grundsätzlich nicht mochte.

Allerdings wurde es vor dem deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei im September 1938 auch in meinem neuen Hotel unruhig: der Stab einer Armeegruppe quartierte sich ein. Kurz darauf erklärte der Wirt, ihm widerfahre große Ehre. Der Führer habe für seinen nächsten Aufenthalt sein Hotel auserkoren. Doch die Gestapo gestattete den Aufenthalt nur,

---

Erzwungenem merkt man die Strapaze an...

Was sitzen soll – muss angemessen sein...

Martha Maas

Die beiden Nationalhelden

wenn das gegenüberliegende Geschäftshaus ganz geräumt würde. Das erwies sich als unmöglich.

Mit dem Wirt des Bahnhofrestaurants machte ich oft Spaziergänge in die Umgebung. Ueber Politik sprachen wir nicht. Sehr interessant — und gefährlich — waren seine Weinabende. Man konnte dort den Polizeidirektor der Stadt, Nazigrößen, österreichische Prinzeßchen, deutsche Offiziere usw. antreffen. Dank dem Wein vernahm man viel, mußte sich aber fest zusammennehmen, um seine Gedanken für sich zu behalten.

Ein deutscher Generalstabshauptmann in Uniform sprach da zu mir sofort von der Wichtigkeit seiner Mission, von der Tausende von Menschenleben abhingen. Er entsprach in keiner Weise dem Bild der deutschen Generalstabsoffiziere, die ich früher gekannt hatte. Mit ihm und einer Frau Heil, die sich zu Schuschniggs Zeiten fanatisch für den Nationalsozialismus exponiert hatte, ging ich dann noch in ein Café. Als wir am Quartier des Generalstäblers vorbeigingen, meinte dieser: Es sei höchste Zeit, daß die Deutschen einmarschiert seien. Die Verhältnisse hier wären ja unmöglich. Sein Büro sei ein richtiges Klosett.

Der Generalstäbler schüttete sich dann den Café über seinen Waffenrock und entfernte sich zur Reinigung. Da beklagte sich Frau Heil bitter über die Behandlung durch die «Brüder aus dem Reich», von deren Einmarsch sie sich den Himmel auf Erden versprochen hatte.

Einen kleinen Ausschnitt aus der allmählichen Unterwerfung der Armee durch den Nationalsozialismus erlebte ich im Hotel. Eines Morgens begrüßten sich die Offiziere beim Frühstück mit dem Hitler-Gruß statt wie bisher auf militärische Art. Schrader hatte mich auf diese Neuerung vorbereitet. Jetzt war es also so weit. Immerhin konnte man weiterhin bei manchen Offizieren neben dem Stolz auf ihre Armee eine Verachtung des Nationalsozialismus wahrnehmen.

Von den beiden aktiven Nazi-Gegnern, die ich kannte, war denn auch der eine ein deutscher Offizier: Abwehr-Hauptmann Schrader, der eingehend mit den Methoden der Gestapo vertraut war und mir oft gute Ratschläge erteilte. In seiner Familie erlebte ich auch manchen gemütlichen Nachmittag. Er ist später als Oberleutnant im Gefolge des Umsturzversuches vom 20. Juli 1944 ums Leben gekommen. Die Hitlerbande hat sich an seinem Sohn gerächt, diesen zum Beispiel nächtelang mit Scheinwerfern bestrahlt, bis er völlig zerrüttete Nerven hatte. Wir haben ihn dann nach dem Krieg ins Berner Oberland eingeladen, wo er sich einigermaßen erholte.

Der ominöse Paragraph

Wir konnten zur Schande unseres Betriebes an unseren Gebäuden die Flagge der Arbeitsfront nicht hissen — weil ihr nicht die ganze «Gefolgschaft» angehörte. Dabei war ausgerechnet der Betriebsführer — ich — das Karnickel!

Fast an jeder Sitzung des Betriebsrates wurde ich in die Zange genommen. Ich hatte verlangt, die Statuten zu sehen. Da schien mir ein Paragraph sehr verdächtig: «Im übrigen ist das Mitglied an den Erlaß des Führers vom . . . 1934 gebunden.» Ich verlangte, diesen Paragraphen zu kennen, worauf ich beitreten würde. Der Führer-Erlaß war aber weder in N. noch in Wien aufzutreiben.

Erst im November rückte der Betriebsobmann triumphierend damit an: «Im übrigen ist das Mitglied dem Führer auf Tod und Leben zum Gehorsam verpflichtet.»

Angesichts dieser Bestimmung konnte ich nicht Mitglied werden. Jetzt hatte ich keine Ausrede mehr, wenn ich nicht wortbrüchig werden wollte. Ich beendete mein Österreich-Gastspiel und setzte Herrn Freimut, einen sympathischen Süddeutschen, den wir seit Mai in der Schweiz dafür ausgebildet hatten, als Direktor und Betriebsführer ein.

Ich wußte, seine Stellung würde schwerer sein als die meine. Er mußte natürlich sofort der Arbeitsfront beitreten, obwohl er diesen Schritt nicht lieber tat als ich. Er konnte sich nicht, wenn es zu bunt wurde, in die Schweiz zurückziehen, und er hatte auch nicht den Rückhalt, den mir der Ausländerstatus immerhin verliehen hatte.

Als ich ihn in sein Amt eingesetzt hatte, warf ich noch einen Blick auf die beiden Bilder. Vorläufig hatte hier der Irrsinnige mit dem Schnäuzchen die Oberhand. Wer aber wird am Schluß der Stärkere sein?

Wie diese Frage sich für die Firma «Klar & Fest» in Österreich entschied und was alles bis dahin noch passierte, werde ich ein andermal berichten.

Das grüne Licht

«Schon wieder rot», entfuhr es mir ärgerlich. Auch meine Schwester schaute erbost auf die Verkehrsampel. Bald würden die Geschäfte schließen, wir mußten jedoch unbedingt noch einige Einkäufe tätigen. Wir hatten wirklich Pech — heute schon zum vierten Mal empfing uns nun rotes Licht, und wir warteten etwas kribbelig. Endlich aber erreichten wir das Warenhaus doch noch zeitig.

Beim Verlassen des Geschäftes rief meine Schwester ganz entzückt: «Schau, grün!» Strahlend über das unverhoffte Glück, überquerten wir die Straße. Auf dem Trottoir angekommen, stutzten wir aber beide im gleichen Moment, sahen uns an und brachen in lautes Gelächter aus. — Um in den nächsten, vorgesehenen Laden zu kommen, hätten wir gar nicht über die Straße müssen. Aber vor lauter Freude über das grüne Licht, waren wir ohne zu denken losmarschiert.

J. C. in T.